

apropos

[Perspektiven auf die Romania]

Sprache/Literatur/Kultur/Geschichte/Ideen/Politik/Gesellschaft

3 | 2019

Beziehungsweise(n)

Affektive Transmission. Das textuelle Kind bei Marie de Gournay
und bei Montaigne.

Amalia Witt

apropos [Perspektiven auf die Romania]

hosted by Hamburg University Press

2019, 3

pp. 53-75

ISSN: 2627-3446



DOI

<https://doi.org/10.15460/apropos.3.1462>

Zitierweise

Witt, Amalia. 2019. „Marie de Gournays und Montaignes textuelle Kinder“, *apropos [Perspektiven auf die Romania]* 3, 53-75. doi: 10.15460/apropos.3.1462

Except where otherwise noted, this article is licensed under a Creative Commons

Attribution 4.0 International license (CC BY 4.0)



Amalia Witt

Affektive Transmission

Das textuelle Kind bei Marie de Gournay und bei Montaigne

Amalia Witt

Ist Universitätsassistentin im Bereich
der Französischen Literatur-
wissenschaft am Institut für
Romanistik der Karl-Franzens-
Universität Graz
amalia.witt@uni-graz.at

Keywords

Gournay, Marie de Jars de, 1565-1645 – Montaigne, Michel Eyquem de, 1533-1592 – Essais – Blutsverwandtschaft – fiktive Familienbande – Erbe

Einleitung: Fille d’alliance und père d’alliance

Marie le Jars de Gournay (1565-1645) ist insbesondere bekannt als Lektorin und Herausgeberin der posthum erschienenen Editionen der *Essais*, des monumentalen Hauptwerks des Renaissancedenkers Michel de Montaigne (1533-1592). Mit diesem verband sie eine besondere Relation, die sich in der gegenseitigen Betitelung *fille d’alliance* (etwa: „Wahl-Tochter“) und *père d’alliance* (etwa: „Wahl-Vater“) äußerte. Es stellt eine Herausforderung dar, diese besondere Verwandtschaft in ihrer tatsächlichen Tragweite für beide Parteien begrifflich zu fassen. Oszilliert eine versuchte Definition dieser Beziehung doch zwischen schwammigen Polen, am ehesten noch zu formulieren als eine Relation “that has both the legal weight of a pact and the sacredness of a covenant” (Regosin 1996, 53).¹ In der Frühen Neuzeit stellt es nichts Ungewöhnliches dar, eine intensive intellektuelle Verbundenheit mittels einer solchen fingierten Verwandtschaftsrelation Ausdruck zu verleihen (cf. Larsen 2008)². „Beruflicher“ Erfolg in der *Res publica literaria* hing

¹ Maryanne Cline Horowitz spricht von „Mentor“ und „Protégée“: “It [the title ‘fille d’alliance’] helped legitimize and clarify a relationship between a fifty-year-old man and a twenty-two-year-old female admirer, a relationship which in the modern world might be described as that of a ‘mentor’ with an apprentice or student. On a figurative level, the relation of ‘alliance’ in the sixteenth century involved giving a title to a relationship of intellect and erudition.” Cf. Cline Horowitz 1986, 275.

² So bezog sich Montaigne bereits auf den früh verstorbenen Freund Étienne de la Boétie (1530-1565) als seinen *frère d’alliance*. Weitere Beispiele für die französische Renaissance lassen sich etwa bei Clément Marot (1496-1544) finden, in dessen Werken ein Epigramm abgedruckt ist, das ihm von einer nicht näher genannten *mère par alliance* zugeeignet wurde. Zudem nimmt Marot Bezug mit der Bezeichnung *sœur d’alliance* Bezug auf seine Muse, Marguerite d’Alençon (1492-1562). Maurice Scève nennt die Dichterin Pernette du Guillet *sœur par alliance*. Auch tatsächliche Verwandtschaftsverhältnisse, die sich auf dem literarischen Feld nochmals als

maßgeblich von derartigen intellektuellen Allianzen und literarischen Partnerschaften ab, wobei diese sich auch in reziproken Nennungen sowie literarischen Widmungen ausdrückten. Zwar erfuhr die Praxis tatsächlicher – will heißen: rechtsverbindlicher – Adoptionen in der Frühen Neuzeit von christlicher, insbesondere von reformatorischer Seite deutliche Abwertung, weshalb zunehmend weniger Kinder adoptiert wurden (cf. Gager 1996, 5). Hingegen traten Adoptionsmetaphern in jenem Zeitraum sehr häufig auf, wofür der Fall Montaignes und Marie de Gournays deshalb lediglich exemplarisch steht (cf. Gager 1996, 5).³

Jedoch ist die Relation zwischen Marie de Gournays und Montaigne auffällig, und zwar selbst vor dem Hintergrund der Feststellung, derartige metaphorische Bezeichnungen hätten eine anerkannte Komponente damaliger sozialer Praktiken bedeutet. Denn die lebensweltlichen Konsequenzen, welche die Betitelung als *fille d'alliance* Montaignes für Marie de Gournay nach sich zog, waren beträchtlich. So wurde sie nicht nur zu Lebzeiten Montaignes durch dessen intellektuelles Umfeld als seine „Tochter“ anerkannt. Etwa durch den mit Montaigne befreundeten flämischen Gelehrten Justus Lipsius, mit dem Marie de Gournay auf Vermittlung Montaignes hin brieflich korrespondierte und der ihr anbot, ihr ein (geistiger) „Bruder“ sein zu wollen⁴. Darüber hinaus handelt es sich bei der reziproken Bezugnahme von Montaigne auf seine *fille d'alliance*, beziehungsweise jene Marie de Gournays auf ihren *père d'alliance*, um mehr als eine Verbundenheit markierende rhetorische Formel. Da sie über die Lebenszeit beider Allianzpartner Gültigkeit besaß und die Familie des verstorbenen Montaigne sowie dessen soziales Umfeld tangierte, entfalte auch posthume Wirkkraft: Marie de Gournay avancierte nach dem Ableben ihres *père d'alliance* zur Lektorin und Herausgeberin der *Essais*, und zwar im Einverständnis mit Montaignes Witwe Françoise de la Chassigne und Léonor – der einzigen der sechs Töchter des Ehepaares, die das Kindesalter überlebt hatte. Frau und Tochter des Verstorbenen sandten der *fille d'alliance* Abschriften all jener sich in seinem Nachlass befindenden Aufzeichnungen nach Paris, die sie zur Anfertigung der ersten posthumen Edition der *Essais* benötigte, die schließlich 1595 publiziert wurde. Zu der posthumen Entwicklung der *Essais*, in insgesamt 11 von Marie de Gournay besorgten Editionen, gehören auch die von ihr im Laufe der Jahre angefertigten Vorworte sowie die Übersetzung und Identifikation der zahlreichen, dem Werk inhärenten antiken

Wahlverwandtschaft herausstellten, konnten hierüber angezeigt werden, so geschehen bei dem Mutter-Tochter-Gespinn der Dames des Roches, denen die didaktische Schrift *L'instruction pour les jeunes dames, par la Mère et la Fille d'alliance* (1572) zugeschrieben wird. (cf. Borrowman, Shane et. al. (ed.). 2010. *Rhetoric in the Rest of the West*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 180; Shapiro, Norman R. 2008. *French Women Poets of Nine Centuries: The Distaff and the Pen*. Baltimore: John Hopkins University Press, 242.)

³ “Although the practice of adoption was scorned and even feared, metaphors of adoption continued to be employed extensively in this period. Montaigne, for instance, chose to employ an adoption motif when he named his literary executor Mlle de Gournay his *fille d'alliance*.”

⁴ In einem an Marie de Gournay gerichteten Brief vom 24.05.1593 heißt es im lateinischen Original: „*Hoc nunc satis, amo te Virgo, sed sic ut Sapientiam amo, caste: fac idem mihi, et quoniam pater tuus ille obiit, cense me fratrem.*“ Aus: Centuria prima ad Belgas, lettre XV Anvers, Jean Moret, 1602, 14-15; Die frz. Übertrag der Stelle lautet: „*Je vous aime savante fille mais de ce chaste amour que j'ai voué à la sagesse. Rendez-moi le même sentiment, et puisque votre père a cessé de vivre, regardez-moi désormais comme votre frère.*“ (Payen, Jean-François (1862), *Recherches sur Michel de Montaigne. Correspondance relative à sa mort*, Paris: C. Lahure 1291-1292, hier: 1310.)

Zitate. Bis 1635 sollte die *fille d'alliance* die Herausgeberschaft der *Essais* innehaben, wobei sie ihr Druckprivileg schließlich aus eigenen Stücken abtrat, und zwar aufgrund von Altersschwäche. Akribisch wachte Marie de Gournay über die Herausgabe der *Essais* und die Wahrung des geistigen Erbes ihres *père d'alliance*. Sie rette es vor dem Vergessen und vom 16. ins 17. Jahrhunderte, indem sie es sowohl gegen Angriffe der katholischen Kirche als auch gegen die Kritik der Sprachpuristen um Malherbe verteidigte.

Neben Lob wurde ihr zu Lebzeiten auch intensiver Spott zuteil, denn so mancher Zeitgenosse applizierte ihren Titel der „Ziehtochter“ ironisch, um die alternde Marie de Gournay als verwirrte „fille d'alliance du grand Montaigne“ zu zeichnen, die Zielscheibe garstiger Streiche werden musste.⁵ Marie de Gournay galt folglich nicht nur aufgrund ihrer Editionsarbeit als geistige Erbin Montaignes, sondern weil sie aus Sicht jüngerer Generationen an einer längst untergegangenen Ära festhielt: Auf rückwärtsgewandte Weise sei sie den vom Zeitgeist verworfenen Literatur- und Sprachproduktionen Montaignes und der *Pléiade* verhaftet geblieben.⁶ Im Folgenden wird mit einem Blick auf die kulturgeschichtliche Konstruktion von Blutsverwandtschaft zunächst nach der gesellschaftlichen Legitimierung solcher „geistigen“ Erbinnen gefragt. Marie de Gournays und Montaignes gemeinsame Revision der Druckfahnen der *Essais* des Jahres 1588 wird beleuchtet und die Konstruktion des Werkes als metaphorisches Kind nachgezeichnet. Hieraus ergibt sich der metaphorische Einsatz des Prinzips des geistigen, textuellen Kindes in Texten Marie de Gournays, was anhand zweier Textauszüge nachgezeichnet und letztlich unter Einbezug affekttheoretischer Ansätze gedeutet wird.

Marie de Gournay, geistige Erbin Montaignes

In Anbetracht der kontinuierlichen Präsenz Marie de Gournays als Herausgeberin der *Essais* in der frühneuzeitlichen Pariser Druck- und Verlagswelt liegt es nahe, eine rechtsverbindliche Abmachung zwischen *père d'alliance* und *fille d'alliance* für diese posthume Tätigkeit zu vermuten. Allerdings wird Marie de Gournay in

⁵ Der Schriftsteller Gédéon Tallemant des Réaux (1619-1692) kolportiert in seinen *Historiettes* die so genannte „Episode der drei Racan“: Eines Tages habe Marie de Gournay den Besuch des angesehenen Schriftstellers Racan (1589-1670) erwartet. Daraufhin hätten zwei junge Freunde Racans, die sich über sie lustig machen wollten, beschlossen, sie noch am selben Tag zu früher Stunde aufzusuchen. Zunächst läutete der erste bei ihr an und gab sich als der wahre Racan aus, schließlich der zweite, der ebenfalls vorgab, Racan zu sein, und ihr selbst verfasste Verse überreichte. Als Marie de Gournay letzterem entgegnete, er mache sich über sie lustig, erwiderte jener mit gespielter Ernsthaftigkeit verneinend: „ – Moi, mademoiselle, me moquer [...] de la fille d'alliance du grand Montaigne. [...]“. (Cf. Tallemant des Réaux, zitiert nach Devincenzo 2002, 77, Anm. 156.) Später sollte der Geistliche François le Métel de Boisrobert (1592-1662) eben diese Episode als Anlass dazu nehmen, eine Komödie zu verfassen. Sie trägt den suggestiven Titel *Les Trois Orontes* (pub. 1653) und ist der Nichte Mazarins gewidmet. Cf. Devincenzo 2002, 77, Anm. 156.

⁶ Beispielhaft sei das 1631 erschienene Gedicht „Le poète crotté“ des Lyrikers Marc-Antoine Girard de Saint-Amant (1594-1661) genannt, in dem sich zahlreiche Anspielungen auf Marie de Gournay finden. Es ist die Rede von einer „docte maîtresse“ mit unansehnlichem Äußeren (u.a. „corps de Squelette“), die sich für den Erhalt ausgefallener, veralteter Wörter einsetze (ironisch werden einige davon aufgezählt, u.a. „Ains, piéça, los, jaçait, ardu [...]“). Auf ihr Gesamtwerk, das unter dem Titel *L'Ombre de la Damoselle de Gournay* erstmals 1626 erschien, wird ebenso Bezug genommen („Et m'escrimant ainsi qu'une Ombre“) wie auf, den erfolglosen Poeten Marc de Maillet (1568-1628), ihren vermeintlichen Liebhaber („Ainsi de Mail vient ton Maillet...“). Cf. Saint-Amant, zitiert nach Fogel 2004, 13-16.

Montaignes Nachlassregelungen mit keinem Wort erwähnt (cf. Balsamo in: Desan 2018, 1821-1823), auch sind keine weiteren von Montaigne verfassten Dokumente überliefert, die rechtsverbindliche Aufschlüsse hierhingehend geben könnten, etwa betreffend eine etwaige Adoption Marie de Gournays durch die Familie Montaigne. Eine Korrespondenz zwischen Montaigne und Marie de Gournay bestand nicht, lediglich der bereits genannte Briefwechsel zwischen ihr und Lipsius ist, wenn auch unvollständig, überliefert (cf. die Transkription der Korrespondenz Marie de Gournays in: Arnould 2002, 1932-1941). Angesichts des Fehlens rechtsverbindlicher Regelungen sowie historischer Quellen mag es irritieren, dass Marie de Gournay die Edierung des geistigen Nachlasses ihres *père d'alliance* überantwortet wurde. Verwandtschaft wird herkömmlicherweise als „Blutsbande“ gedacht⁷, weshalb die Präsenz Marie de Gournays als nicht-leibliche Tochter in der posthumen Überlieferungsgeschichte der *Essais* zunächst eigenartig wirken mag. Die Korrelation von Verwandtschaft und Blut ist jedoch eine kulturgeschichtlich konstruierte: Historisch musste sie zunächst mit sozialen sowie kulturellen Verwandtschaftsdefinitionen konkurrieren, bis sie sich mit dem Christentum letztlich durchsetzte (dazu und zum Folgenden cf. von Braun 2018, insbesondere 185-247). Im Gegensatz zur Antike, die etwa Adoption als integrale Komponente von Verwandtschaftsbildung förderte⁸, entwickelten sich ab dem 4. Jahrhundert im Zuge kirchlicher Unterbindung endogamer Verbindungen strenge Verwandtschafts-, Heirats- und Erbschaftsregelungen (cf. von Braun 2018, 176-177). Mit dem Bekenntnis zum vergossenen Blute Christi und zum monotheistischen Glauben an einen unsichtbaren, nur geistig und schriftlich erfahrbaren Gott, wurde der bereits in der griechischen Antike prominente Topos der geistigen Zeugung sowie geistigen Verwandtschaft⁹ nun mit der Vorstellung sakralen Blutes verbunden. Die Einführung der binären Differenzierung zwischen

⁷ „Den meisten modernen Menschen der westlichen Welt ist nicht bewusst, dass Blutsbande nur eine von vielen möglichen und weltweit existierenden Definitionen von Verwandtschaft sind.“ (Cf. von Braun 2018, 16)

⁸ In der römischen Antike geriet leibliche Abstammung zur Nebensache, „Vaterschaft“ war vielmehr ein juristischer Begriff. Zwei Vorstellungen von Filiation (Abstammung) konkurrierten miteinander: Eine bilineare Filiation – die sowohl die mütterliche (kognatische) als auch väterliche (agnatische) Verwandtschaftslineie berücksichtigt – mit einer exklusiv patrilinearen, auf den Vater beruhenden Verwandtschaftsbeziehung. Letztere allein wurde entscheidend für die gesetzliche Bestimmung von Erblinien. Die Fokussierung auf die männliche Verwandtschaftslineie ergab sich aus der grundsätzlichen Nichtbestimmbarkeit des Vaters (*pater semper incertus est*) und der Notwendigkeit, dass der Säugling durch den *pater familias* erst als Teil der Familie anerkannt werden musste. Der vom Patronym (Namen des Vaters) abgeleitete *nomen gentile* (Namen eines Clans/ einer Sippschaft) im römische Namensrecht illustriert, dass zwischen Bluts-gemeinschaft (*consanguinitas*) und Blutsverwandtschaft, die nur eine marginale Rolle spielte, unterschieden wurde. Aufgrund der kognatischen Filiation konnten in der römischen Antike zum Beispiel adoptierte Kinder zur *consanguinitas* gehören, wohingegen etwa Mütter und ihre Söhne aus kognatischer Sicht nicht als verwandt galten. Bis ins 15. Jahrhundert war Blut somit kein Faktor, der Verwandtschaft im bilinearen Sinne begründete (cf. von Braun, 124-129)

⁹ Die Vorstellung einer „rationalen Fortplanzugspolitik“ (von Braun, 116) nahm im 5. Jahrhundert in Griechenland ihren Ausgang mit der Bindung des athenischen Bürgerrechtes an die Notwendigkeit, Sohn oder Tochter Athener Bürger zu sein. Davon ausgehend wurde in den Tragödien des Aischylos und des Euripides die Vorstellung einer rein auf den Vater basierenden, geistigen Genealogie diskutiert. Diese unilaterale, männlich-geistige Zeugung und Abfolge erfuhr schließlich in Platons *Politeia* eine Weiterentwicklung, wobei der Staat mit einem geistigen Erzeuger von Nachwuchs gleichgesetzt wurde. In der Schrift *De generatione animalium* verband Platons Schüler Aristoteles geistige Vaterschaft mit Leiblichkeit, indem er dem männlichen Samen – der von einer immateriellen Vernunft beseelt sei – die wichtigste Rolle beim Zeugungsakt aussprach. Cf. von Braun, 114-117.

„gutem“ und „schlechtem“ Blut durch die christliche Kirche führte nämlich zu einer Korrelation der Vorstellung von Blut nicht mit leiblicher, sondern mit geistiger Verwandtschaft.¹⁰ In Verbindung mit der Schriftkultur wurde Blutsverwandtschaft schließlich im christlichen Eherecht als ausschlaggebend für exklusiv väterliche (patrilinäre) Verwandtschaftslinien dargestellt: Christina von Braun bezeichnet diese kulturgeschichtliche Konstruktion eines „auf Dokumenten beruhenden Konzepts von ‚Blutsbanden‘“ als „rote Tinte“ (von Braun 2018, 198). Blutsverwandtschaft war erstens somit kein natürlicher, sondern ein konstruierter Indikator für familiäre Genealogien, zweitens stand Blut ursprünglich in Verbindung mit geistiger Verwandtschaft und nicht leiblicher. Blut diente somit als vermeintlich natürlicher Signifikant eines konstruierten, zudem initial nicht auf leiblicher, sondern auf geistiger Verwandtschaft beruhender Familiarität. In der Frühen Neuzeit hatte sich dieser Konnex bereits derart mittels der Schrift als „Überwinderin der Sterblichkeit“ (von Braun 2018, 250) habitualisiert, dass alle nicht-dokumentierten Verwandtschaftsrelationen – wie eben diese geistige Verwandtschaft zwischen Marie de Gournay und Montaigne – als nicht-blutsverwandtschaftlich, nicht-leiblich zu gelten hatten.

Von besonderem Interesse für den vorliegenden Kontext ist nun, dass „[i]n der christlichen Gesellschaft die Patenschaft die römische Adoption [ersetze].“ (von Braun 2018, 193). Unter Bezugnahme auf die Evangelien¹¹ galt Patenschaft als eine Institution, die der Blutsverwandtschaft zwar ähnelte, mit der allerdings bewusst jegliche Form von Leiblichkeit ausgeschlossen wurde. In Folge dessen konnte geistige Verwandtschaft über Blutsverwandtschaft, Gott als spiritueller Vater über leibliche Vaterschaft und Enthaltensamkeit über Sexualität gestellt werden (cf. von Braun 2018, 168-176; 185-198). Machtpolitisch war es der Kirche somit möglich, sich über die Institution des Paten „als ‚echte‘ Verwandtschaft zu institutionalisieren“ und patrilinär „neue, väterliche Gewissheit, die geistiger Art war“ körperlich zu verankern, indem Sexualpraktiken und Heiratspolitik strengen Regelungen unterworfen wurden (cf. von Braun 2018, 193). Vorläufer der Patenschaft war die weitverbreitete Pflegekindschaft, die „nicht als Adoption [galt]“ und „weder eine Integration in die Verwandtschaftslinien noch Erbschaftsansprüche [implizierte]“ (von Braun 2018, 193). Die Existenz „geistiger“ Verwandter und „geistiger“ Erben muss in christlich geprägten Gesellschaften der Frühen Neuzeit, so auch im Frankreich des 16. und 17. Jahrhunderts, folglich als üblich aufgefasst worden sein. Im frühneuzeitlichen Frankreich wurde mit den grausamen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Hugenotten zwar die Fragilität christlicher Glaubens- und Verhaltensdogmen unter Beweis gestellt. Dies verhinderte jedoch nicht, dass „geistige“ Verwandte und Erben anerkannt oder

¹⁰ Als „gutes Blut“ – jenes des Heils und der Überwindung des Todes – galt das „geistige“ Blut, das heißt das unsterbliche sowie unsterblich machende Blut Christi, an dem der Gläubige im Zuge der Vorstellung der Transsubstantiation während der Eucharistie Teil hat. Zu diesem „guten Blut“ zählen auch das vergossene Blut der Märtyrer und der Eucharistie. Als „böses Blut“ wird hingegen jenes Blut ausgewiesen, das mit Sterblichkeit und Vergänglichkeit des Menschen verbunden ist. (Cf. von Braun 2018, 176-177; 250). Eine solche Zweiteilung kennt etwa das Judentum nicht (Cf. von Braun 2018, 177).

¹¹ „Die Evangelien machten deutlich, dass Jesus Familie und Blutsverwandtschaft überhaupt ablehnte. [...] Die wahren Verwandten von Jesus sind geistiger Art und ihre Bindungen sind patrilinär, im Sinne einer geistigen Verwandtschaft.“ (von Braun 2018, 173)

zumindest geduldet wurden, zumal diese christlich geprägte, geistige Form von Verwandtschaft – so lässt es die genannte christliche Praxis der Pflegekindschaft vermuten – das Bestehen anderer Verwandtschaftslinien oder Ansprüche auf materiellen Nachlass nicht tangierte.

Ein Dokument bestätigt diese Annahmen in Bezug auf Marie de Gournays Status der geistigen Erbin Montaignes nur zu deutlich. Es handelt sich um einen Brief des Juristen Étienne Pasquier – eines ehemaligen Kollegen Montaignes, der mit diesem einstmals am *Parlement* in Bordeaux, dem lokalen obersten Gerichtshof, tätig gewesen war. In diesem Schriftstück berichtet Pasquier einem Freund von Montaignes Ableben und dessen „beiden Erbinnen“ (Pasquier 1619, 384-385):

Il laissa deux filles; l'une qui naquit de son mariage, héritière de tous et chacun de ses biens, qui est mariée en bon lieu; l'autre, sa fille par alliance, héritière de ses études. Toutes deux Damoiselles très-vertueuses. Mais surtout je ne puis clore ma lettre, sans vous parler de la seconde. Cette-ci est la Damoiselle de Jars [...] laquelle ne s'est proposé d'avoir jamais autre mari que son honneur, enrichi par la lecture de bons livres; et sur tous les autres, des *Essais* du Sieur de Montaigne;

Pasquier setzt Marie mit Montaignes leiblicher Tochter Léonor gleich, indem er beide als tugendhafte (*Damoiselles très-vertueuses*) Töchter Montaignes darstellt, die sich lediglich bezüglich der ihnen zufallenden Erbgüter voneinander unterscheiden: Die leibliche Tochter – Léonor de Montaigne – sei Erbin der weltlichen Güter des Verstorbenen, doch er, Pasquier, könne den Brief nicht beenden, ohne von „Damoiselle de Jars“ zu sprechen. Jene *fille par alliance* sei Montaignes geistige Erbin (*héritière de ses études*). Obwohl es sich folglich nicht um einen juristischen Text handelt, vermag dieser Brief zu untermauern, dass Marie de Gournays Anerkennung als Montaignes *fille d'alliance* durchaus eine Komponente beigegeben war, die einer juristischen Abmachung annäherungsweise gleichkommt.

Darüber hinaus geschieht Marie de Gournays rhetorische Gleichsetzung mit Léonor de Montaigne maßgeblich über Ehelosigkeit, denn – so Pasquier – Damoiselle de Jars habe sich vorgenommen, ihre Ehre einem Ehemann vorzuziehen (*jamais autre mari que son honneur*), wobei dieser Zustand der Jungfernschaft von der Lektüre guter Bücher – allen voran jener der *Essais* – bereichert werden solle (*enrichi par la lecture de bons livres; et sur tous les autres, des Essais du sieur de Montaigne*). Hingegen wird für Léonor, also für jene leibliche Tochter „die aus seiner [Montaignes] Ehe hervorgegangen“ sei (*qui naquit de son mariage*), nur der Ehestand und mehr nicht genannt: sie sei „gut verheiratet“ (*mariée en bon lieu*). Für die geistige Erbin, Marie de Gournay, wird also Leiblichkeit in Form von Vereinigung mit einem Ehemann negiert. Aus dieser Perspektive eröffnet Enthaltensamkeit ihr einen neuen, ja den einzigen für sie möglichen Handlungsraum, und zwar jenen der geistigen Tätigkeit (cf. von Braun 2018, 170; Kroll 2011). Die geistige Verwandtschaft zwischen ihr und Montaigne ist folglich aus Sicht Pasquiers nicht ausreichend, um sie als Erbin Montaignes zu legitimieren. Vielmehr speist sich die Legitimation Marie de Gournays als *héritière de ses études* aus der Erwartung, sie werde ein exklusiv geistiges, da enthaltames und somit sexuell nicht-leibliches Leben nach Montaignes Tod führen. Es ist augenfällig, dass diese Herausstellung

einer rein geistigen Existenz mit den skizzierten christlichen Konstruktionen der Patenschaft sowie der geistigen Vaterschaft korrespondiert, obgleich dies von Pasquier nicht explizit ausformuliert wird. Aus dieser Warte ist patrilineare, geistige Erbschaft – in diesem Kontext also die Rolle der Erbin für Marie de Gournay als geistige Nachfahrin Montaignes – allein über Patenschaft möglich. Einer Art von Verwandtschaft also, die Blutsverwandtschaft zwar ähnelt, jedoch Leiblichkeit vollkommen ausklammert. Freilich soll hiervon ausgehend nicht auf eine wie auch immer christlich motivierte Komponente in der Beziehung zwischen Marie de Gournay und Montaigne geschlossen werden, sondern vielmehr wurde eine Annäherung an die kulturanthropologischen Voraussetzungen für ihre *alliance* unternommen. Der Brief Pasquiers verdeutlicht, dass die konstruierten christlichen Prägungen betreffend Blutsverwandtschaft sowie geistiger Verwandtschaft den Zeitgenossen Marie de Gournays und Montaignes, sowie *père d'alliance* und *filie d'alliance* selbst, als kulturgeschichtliches Sediment präsent gewesen sein mussten.

Marie de Gournay, Montaigne und *Les Essais* – die Konstituierung des textuellen Kindes

Im Spätsommer 1588 hatte Montaigne, der sich zu jenem Zeitpunkt in Paris aufhielt, unerwartet ein Billet erhalten von Marie de Gournay, einer ihm damals vollkommen unbekanntem jungen Frau. Gewagt für die damalige Zeit, erbat die Dreiundzwanzigjährige Marie de Gournay darin, den von ihr zunächst totgeglaubten und hochverehrten Verfasser der *Essais* persönlich kennenlernen zu dürfen, da sie zu jenem Zeitpunkt in Begleitung ihrer Mutter auch in der Stadt weilte. Montaigne habe sie, schreibt Marie de Gournay später in ihrer Kurzautobiographie *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay* (cf. Arnould et al. 2002, 1861-1864), bereits an dem Tag, der auf ihre Kontaktaufnahme folgte, aufgesucht. Bei ihrem Treffen bot er ihr eine besondere Allianz an, und zwar jene „zwischen Vater und Tochter“, das heißt eine schwer zu definierende Art geistiger Patenschaft, die sich fortan formal in der reziproken Bezugnahme über die Titel *filie d'alliance* bzw. *père d'alliance* („Ziehvater“) äußern sollte. Marie, der nach der ersten Lektüre der *Essais* bereits selbst eine derartige *alliance* vorgeschwebt war, ging auf diesen Vorschlag Montaignes mit Begeisterung ein (Arnould et al. 2002, 1863):

[E]lle l'envoya saluer et luy declarer l'estime qu'elle faisoit de sa personne et de son Livre. Il la vint voir et remercier dès le lendemain, luy présentant l'affection et l'alliance de père à fille : ce qu'elle receut avec tant plus d'applaudissement, de ce qu'elle admira la sympathie fatale du Genie de luy et d'elle ; s'estant de sa part promis en son cœur une telle alliance de luy depuis la premiere inspection de son Livre : et cela sur la proportion de leurs aages, et l'intention de leurs ames et de leurs mœurs.

Ihrem nun geistigen Ziehvater schlug Marie ihrerseits vor, er möge sie auf Schloss Gournay besuchen, dem Sitz ihrer Familie im pikardischen Gournay-sur-Arde. Schätzungsweise nur einige Wochen nach diesem ersten Treffen ging Montaigne auf diese Einladung ein und verbrachte, noch im selben Jahr, 1588, im Verlauf von insgesamt „acht bis neun Monaten“ und im Rahmen von „zwei bis drei Reisen“ (cf. Desan 2014, 506) Zeit auf Schloss Gournay: „*Il sejourna huict ou neuf mois pardeçà*

continuant cette geneureuse et philosophique amitié.“ (« Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay », in: Arnould 2002, 1861-1864, hier: 1663). Die Gespräche, die sie in dieser Zeit bei Spaziergängen mit ihrem geistigen Ziehvater geführt haben soll, verarbeitete Marie de Gournay literarisch. 1594 erschien ihre erste eigenständige Publikation, *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne*, ein Montaigne gewidmeter, so genannter *roman discourant* (cf. dazu als „Topos der ‚EntSagung‘“ jüngst Brink 2015; Originaltext, Kommentare und kritischer Apparat finden sich in Venesoen 1993, 71-161 und Arnould et. al. 2002, 1272-1375).¹²

Montaignes Aufenthalt auf dem Anwesen der Familie Gournay diente jedoch auch „geschäftlichen“ Zwecken, die zusammenhingen mit dem Grund für seinen Aufenthalt in Paris in jenem Spätsommer, in dem Marie de Gournay ihn kontaktierte: Er hatte dort die Druckfahnen einer erweiterten Auflage der *Essais* an sich genommen. In Gournay-sur-Arnone führte Montaigne nun dieses Druckexemplar mit sich, damit er, unter Beratung und Mitwirken Marie de Gournays (cf. Desan 2014, 504)¹³, die *Essais* einer gründlichen Revision unterziehen konnte. Nicht nur er, sondern auch Marie de Gournay selbst (cf. Hoffmann, / Legros, « Secrétaire(s) » in: Desan 2018, 1699-1704, hier: 1699)¹⁴ brachten auf den Bögen mittels handschriftlicher, von Montaigne als „*allongeails*“¹⁵ bezeichnete

¹² Gattungstechnisch folgte Marie de Gournay nicht der vorherrschenden Mode des *roman sentimental*, sondern dem Muster der initial in Italien von Bandello geprägten, in Frankreich von Boaistuau sowie de Belleforest weitergetragenen Gattung der *histoires tragiques* (cf. Venesoen 1993, 14). Zur Titelgebung: fr. -oir (weibl. -oire) kommt von lat. -ora (weiblich -oria), das wiederum auf lat. -or zurückgeht und einen Handelnden bezeichnet; -oir bewirkt die morphologische Transformation von Verben zu männlichen Substantiven, die Werkzeuge, Instrumente und Orte bezeichnen können (cf. Trésor de la Langue Française informatisé (TLFi): <http://atilf.atilf.fr/>, s.v. „-oir“). *Promener*, „spazieren gehen“, wurde – hier *proumener* in seiner Orthographie des 16. Jahrhunderts – substantiviert zu *proumenoir*. Es vereint also die Idee einer Bewegung, und zwar jener des Spazierengehens, mit jener des Ortes, an dem der Spaziergang stattfindet. Mit der Gattungsbezeichnung *roman discourant* (fr. discourir – lange und ausschweifend über etwas reden) ist bereits auf die Verbindung zwischen Fiktion und gesellschaftskritischen Digressionen im Text verwiesen: in mehreren Abweichungen von der Haupthandlung – der tragischen Liebesgeschichte der persischen Prinzessin Alinda, die aus enttäuschter Liebe hochschwanger Suizid begeht – entwickelt Marie de Gournay kritische Reflexionen, u.a. zu zeitgenössischen Geschlechterrollen. Die Handlung selbst entlehnte sie, ohne jedoch diese Anleihen zu nennen, Claude de Taillemonts *Discours des Champs Faëz* (1593). Besonders aufschlussreich für den vorliegenden Kontext der konstruierten Familienrelation ist die Widmungsepistel des Romans, in der Marie de Gournay sich nicht nur als Tochter Montaignes stilisiert, indem sie ihn mehrfach als *Pere* adressiert. Darüber hinaus stilisiert sie sich als der Familie Montaigne derart Nahestehende, dass sie selbst als Familienmitglied gelten dürfe: So nennt sie Montaignes Tochter Léonor ihre ‚Schwester‘, lässt Montaignes Frau grüßen, ebenso auch Montaignes Brüder, wobei sie letztere ebenso die ihrigen [Brüder] nennt. Cf. « Epistre sur le Proumenoir de Monsieur de Montaigne », in: Arnould et al. 2002, 1282-1287. Der Widmungsepistel ist auch zu entnehmen, dass Marie de Gournay das Werk Montaigne zusandte und auf eine wohlwollende Bewertung ihres Werkes seinerseits hoffte. Nach Montaignes Tod sandte seine Witwe ihr das allerdings unkommentiert gebliebene Schriftstück – zusammen mit den Schriftstücken für die Anfertigung der posthumen *Essais* 1595 – nach Paris zu.

¹³ „Il [Montaigne] se complaît dans son rôle d’auteur et de commentateur et la jeune Marie est ravie de lui servir de secrétaire.“

¹⁴ Marie de Gournays Handschrift lässt sich auf der *Copie de Bordeaux* klar ausmachen. Allerdings belaufen sich die von ihr gemachten Anmerkungen auf lediglich drei: „*En 1588 lors d’un séjour en Picardie, il trouvera en Marie de Gournay une amanuensis bénévole qui écrit, sous sa dictée, trois éditions dans les marges de l’exemplaire de Bordeaux (feuillet 42v, 47r et 290v), sans doute parmi les premières (à l’actualité).*“

¹⁵ Diese Bezeichnung der Erweiterungen geht auf eine Formulierung Montaignes in III, 9 (*De la vanité*) zurück. Vgl. dazu die Ausführungen André Tournons: „*Prise à la lettre, l’expression signifie à la fois que le livre ajoute en 1588 est le troisième terme d’une série (1, 2, 3) et qu’il prolonge l’ensemble formé par les deux précédents, indissociables par rapport à lui ([1-2], 3). [...]*“; Montaignes Annotationspraxis, Notizen an den Rändern der

Anmerkungen, Erweiterungen und Veränderungen an (cf. Tournon, « allongail(s) », in: Desan 2018, 40-43, hier: 41). Dadurch erfolgte die vollständige Durchsicht und Erweiterung der *Essais*. Die Bandbreite der *allongails* reicht von Wortersetzungen, über Anmerkungen für die Drucklegung, bis hin zu Kommentaren zu Textpassagen. Mit eigener Hand hatte Montaigne nach Abschluss der Revisionsarbeiten auf der *Copie de Bordeaux* einen Halbvers Vergils notiert, mittels dessen er dem Werk eine vorangestellte Devise einschrieb: „*viresque acquirit eundo*“ (cf. Charpentier, Legros, « Enfance – Enfant(s) », in: Desan 2018, 606-610, hier: 608).¹⁶ Der organisch gewachsenen Schriftkorpus *Les Essais* avancierte somit zu Montaignes geistigem und textuellen Kind, das „von Tag zu Tag Kraft erwirbt“ und dem er – der „Vater“ dieses wachsenden Kindes – zusah und das er begleitete: Diese „Infantilisierung“ der *Essais* sollte zur Folge haben, dass die historische Materialität jener losen, per Hand von Montaigne und Marie de Gournay kommentierten Druckfahnen des Jahres 1588, in einen Status überführt wurden, der dazu gedacht war, den gesamten Textkorpus *en bloc* eine wirkmächtige, metaphorische Dauerhaftigkeit als das geistige Kind Montaignes zu bestätigen (cf. Desan 2014, 509):

C'est en dehors du mariage que Montaigne donna naissance à sa seule progéniture : les *Essais* restèrent longtemps un enfant bâtard dont Marie de Gournay fut la nourrice, puis la tutrice. Après 1588, Montaigne se préoccupa plus que jamais d'assurer la transmission de son nom grâce à son livre, né des muses, mais élevé après sa mort par Marie de Gournay, qui n'eut de cesse de faire mieux connaître cet « orphelin » dont elle pensait avoir la responsabilité.

Die Setzung dieser Inschrift ist jedoch nicht als kreierender, sondern als bestätigender symbolischer Schlussakt eines Schreib- und Schaffensprozesses zu sehen. Ist er doch eine auf dem Titelblatt eingeprägte Bestätigung dessen, was im und durch den Text der *Essais* generiert wird, nämlich das – geistige, textuelle, metaphorische – Kind des „Vaters“ Montaigne, zu dessen Amme und Vormund Marie de Gournay nach seinem Tod werden sollte. Die Vorstellung des geistigen Kindes findet sich bereits in den *Essais* verankert, denn Montaigne argumentiert die Erzeugung dieses textuellen Kindes in einer zentralen Passage in „Von der Zuneigung der Väter zu ihren Kindern“ (*De l'affection des pères aux enfans*) (II, 8, 400) Da geistige erschaffene Kinder nämlich „Früchte eines edleren Teils als des Körpers“ seien (*sont produits par une plus noble partie que la corporelle*), könnten sie als „viel mehr unser Eigen“ (*et sont plus nostre*) gelten [denn jene auf körperlichem Wege gezeugten Kinder]. Denn bei der Erzeugung derartiger, geistiger Kinder „sind wir zugleich Vater und Mutter“ (*nous sommes pere et mere ensemble en cette generation*) (II, 8, 399-400) Aufgrund der Tatsache, dass in diesen geistigen Schöpfungen alle Schönheit, Anmut und Kostbarkeit dem ureigenen Werk zu verdanken seien (*mais de ceux cy toute la beauté, toute la grace et pris est*

Druckfahnen anzubringen, nahm erst mit seinen Besuchen auf Schloss Gournay seinen Anfang (cf. Desan 2014, 510).

¹⁶ „Le frontispice de l'édition de 1588 présente aux quatre coins des putti bien robustes. Est-ce un hasard ? Ce qui, en tout cas, ne l'est pas, c'est l'épigraphie virgilienne que Montaigne a placée, en ce lieu et de sa main, sur l'Exemplaire de Bordeaux : *Viresque acquirit eundo*, « Et il acquiert des forces en allant », autrement dit « il est en pleine croissance ». Montaigne parle ainsi de son livre comme un enfant. Unique.“

nostre), vertreten und verkörpern diese ihren Urheber auf viel lebendigere Weise [als leibliche Kinder] (*Par ainsi, ils nous representent et nous rapportent bien plus vivement que les autres*). Im Anschluss an die Nennung verschiedener historischer, vornehmlich der Antike entnommener Beispiele für die Liebe von „Vätern“, das heißt Urhebern schriftlicher Texte, zu diesen geistigen und nicht-leiblichen Kindern, formuliert Montaigne schließlich sein eigenes Kokettieren dahingehend, geistiger Kreation den Vorzug vor ehelicher Pflichterfüllung zu gewähren. Denn was nun ihn, Montaigne, angehe, so sei er sich keineswegs sicher, ob er „statt in Umarmung mit meiner Frau“ es nicht eher vorzöge, „ein vollkommen wohlgeformtes, da aus der Umarmung mit den Musen hervorgehendes Kind gezeugt zu haben“ (*Et je ne scay si je n'aimeirois pas mieux beaucoup en avoir produit ung, parfaitement bien formé, de l'acointance des muses, que de l'acointance de ma femme*). Der Topos des durch und als Text konstituierten Kindes, ge- und erzeugt als „Kopfgeburt“ von Seiten seines Verfassers, ist keine Prägung Montaignes, sondern gehet auf eine aus antiker Tradition stammende rhetorische Figur zurück (cf. exemplarisch Rendall 1992, 73). Zwar ist sie in antiken Schriften nicht häufig zu finden, jedoch in für die Renaissance sehr prägenden Werken anzutreffen, weshalb sie in Texten der Frühen Neuzeit allgegenwärtig ist (cf. Rendall 1992, 73). Dennoch liegt bei Montaigne eine originelle Ausgestaltung dieses antiken Topos vor, wenn er (ebenfalls in II,8) erklärt, er gebe „diesem [Kind] hier“ – den *Essais* – „jedenfalls das, was ich gebe, rückhaltlos und unwiderruflich, wie man es bei leiblichen Kindern tut“ (*A cettuy-cy, tel qu'il est, ce que je donne, je le donne purement et irrevocablement, comme on donne aux enfans corporels*).

Einmal erfolgt, entzieht sich allerdings der Text durch seine hier nicht explizit ausformulierte „Geburt“ dem „Vater“, denn – so Montaigne weiter – „das wenige, das ich ihm an Gutem zukommen ließ“ [ist] nun „meiner Verfügung entzogen [ist]“ (*ce peu de bien que je luy ai fait, il n'est plus en ma disposition*). Das textuelle Kind *Les Essais* ist also nicht nur ein Hoffnungsträger der Montaigne nach dessen Ableben repräsentieren soll. Darüber hinaus wohnt ihm ein deviantes Potential inne, das es potentiell einlösen könnte. Aufgrund des in ihm gespeicherten Text-, Wissens- und Erinnerungsknolutes könnte es nämlich den „Vater“ anders, als von diesem intendiert, repräsentieren, da es dem geistigen „Erzeuger“ nicht mehr zugängliche Facetten des eigenen Selbst zur Schau stellt: Sein geistiges Kind, schreibt Montaigne „mag [daher] vieles wissen, was ich nicht mehr weiß, und von mir Dinge bewahren, die ich nicht bewahrt habe und die ich notfalls von ihm, wie von einem Fremden, borgen müsste“ (*il peut sçavoir assez de choses que je ne sçay plus, et tenir de moy ce que je n'ay point retenu et qu'il faudroit que, tout ainsi qu'un estranger, j'empruntasse de luy, si besoin m'en venoit*) (II, 8, 402). Entsprechend sei es „reicher als ich, selbst wenn ich weiser sein sollte“ (*Il est plus riche que moy, si je suis plus sage que luy*). Zurecht bedarf dieses geistige Kind also eines Vormundes, das es auch über das Ableben seines geistigen Vaters hinaus betreut. Letztlich sollte Montaignes *fille d'alliance* es sein, die sich dieses „Kindes“ annahm, indem sie die

Änderungen der „Copie de Bordeaux“ akribisch umsetze als sie die erste posthume Edition der *Essais* editierte und 1595 publizieren ließ.¹⁷

„Cet orphelin qui m’etoit commis“ und „pauvre orphelin“ – Marie de Gournays Waisenkinder

Die 1635 erschienenen *Essais* stellt die letzte von Marie de Gournay besorgte Edition des Gesamtwerkes ihres *père d’alliance* dar und ist Armand-Jean du Plessis, duc de Richelieu (1585-1642) gewidmet. Es ist Marie de Gournay selbst, die sich mit einer von ihr verfassten Widmungsepistel an den mächtigen Kardinal wendet. Dort heißt es unter anderem:

Il est vray, MONSEIGNEUR, qu’il vous rend icy, par mon entremise, un hommage fort irregulier ; car ne pouvant le vous donner, je vous ose donner à luy : c’est-à-dire que preste à tomber dans le sepulchre, je vous consigne cet orphelin qui m’etoit commis, afin qu’il vous plaise desormais de luy tenir lieu de Tuteur et de Protecteur. (Gournay „Épître à Richelieu“ in Arnould et al. 2002, 343-344, hier: 343)

Zum Zeitpunkt der Abfassung des Vorwortes war Marie de Gournay (1565-1645) siebzig Jahre alt und erwartete in naher Zukunft vom Tod ereilt zu werden. Nach eigenen Aussagen schickte sie sich wortwörtlich dazu an, „ins Grab zu fallen“ (*tomber dans le sepulchre*). Doch nicht nur die nekrologische Rhetorik der Verfasserin macht deutlich, dass es sich um einen von herkömmlichen Konventionen abweichenden Text handelt, den sie selbst als *un hommage fort irregulier* ausweist. Darüber hinaus ist die Intention dieses Vorwortes eine andere, steht es doch in Kontrast zu jenen Paratexten der Frühen Neuzeit, die vornehmlich panegyrische Absichten kommunizieren. Weniger ist somit die Huldigung Richelieus intendiert – der schließlich Marie de Gournay und ihren Katzen eine Pension gewährt hatte (cf. Pal 2012, 209)¹⁸ – sondern vielmehr die Formulierung

¹⁷ Aufgrund von komparatistischen Untersuchungen wurden im 19. Jahrhundert allerdings Abweichungen zwischen der Bordeaux-Fassung und der ersten posthumen Edition von 1595 festgestellt, woraufhin ein immer noch andauernder Forschungsstreit um die Rechtmäßigkeit der von Marie de Gournay angefertigten, posthumen Ausgabe der *Essais* entbrannte. Diesen Anschuldigungen widersprechen Arbeiten (cf. bereits Dezeimeris 1866) mit denen das Gegenargument vorgebracht wurde, Marie de Gournay habe die posthume Edition von 1595 anhand eines von Montaigne einige Monate vor seinem Tod angefertigten Handexemplars der *Essais* verfasst. Zudem sei ihr dieses als Abschrift nach Paris zugesandt worden und sie habe es deshalb nicht, wie lange in der Forschung angenommen, persönlich nach Montaignes Tod von dessen Witwe und Tochter erhalten. Marie de Gournay lastet, trotz der genannten Rehabilitationshypothesen, allerdings weiterhin der Fleck dieser ungeklärten Textabweichungen an. Der Wiederentdeckung Marie de Gournays Schaffen als eigenständige Schriftstellerin und Pamphletistin tat dies keinen Abbruch. Nachdem ihr von ihrer editorischen Arbeit unabhängiges Werk zunächst in Vergessenheit geriet, wurde es vor allem im Zuge feministischer Strömungen innerhalb der Literaturwissenschaften wiederentdeckt. Insbesondere ihre gesellschaftskritischen Pamphlete zur Gleichheit der Geschlechter und zur gesellschaftlichen Stellung der Frau, *Égalité des Hommes et des Femmes* (1622) sowie *Grief des Dames* (1626) wurden gewürdigt (cf. Venesoen 1993).

¹⁸ „Yet as Tallemant des Réaux recounts, with grudging admiration, this “vieille fille de Picardie” won a pension from cardinal Richelieu through sheer force of personality. During the course of an interview that had begun quite badly, she was feisty, clever, and fearless; thus she managed to turn nothing whatsoever into a pension of 200 ecus, then negotiated even better terms by insisting that Richelieu also consider the needs of her maidservant, her cat, and the possibility of future kittens.“ Tallemant des Réaux, *Les Historiettes de Tallemant des Réaux*, ed. Georges Mongrédien, 8 Bde., Paris 1932-34, II, 213-216, zitiert nach: Pal, Carol (2012), *Republic of Women. Rethinking the Republic of Letters in the Seventeenth Century*, Cambridge: Cambridge University Press, 209. Cf. außerdem Arnould et. al. 2002, *Marie de Gournay. Œuvres complètes*, 343, Anm. C. Cf. zur

eines an ihn ergehenden Auftrages: er, Richelieu, solle als Vormund (*Tuteur*) und Beschützer (*Protecteur*) fungieren für „dieses Waisenkind“, das ihr anvertraut worden sei (*cet orphelin qui m'estoit commis*). Zweifelsohne handelt es sich bei dem hier bald als Waise hinterlassenen „Kind“ um die *Essais*, deren weitere Editionen die Herausgeberin Marie de Gournay nach ihrem Ableben nicht mehr besorgen können wird. Somit ergeht der Handlungsappell an den hier direkt adressierten Richelieu, der dem Text nun ebenso gehöre wie dieser ihm (*je vous ose donner à luy*), die Rolle des Protektors der *Essais* einzunehmen. Nun mag die Intention des Vorwortes mit Marie de Gournays eigener Formulierung als *irregulier* bewertet werden, nicht so jedoch die auf antike Texte zurückgehende Metaphorik des textuellen Kindes, wie es die vorhergehenden Ausführungen zu Montaignes Rückgriff auf diesen antiken Topos des geistig erzeugten Kindes nachweisen. Naheliegender wäre es deshalb nun, das durch Marie de Gournays Ausführungen sprachlich-figurativ erzeugte Bild als wenig originell zu betrachten, greift sie doch auf ein geläufiges rhetorisches Werkzeug von der Antike bis Montaigne zurück. Vor dem Hintergrund einer solchen Bewertung geriete die rhetorische Verkleidung der *Essais* als Waisenkind in der Widmungsepistel für Richelieu zu einer lediglich auf Larmoyanz ausgerichteten Effekthascherei. Genauso wie jedoch Montaigne diesen antiken Topos auf originelle Weise appliziert, verfährt auch Marie de Gournay nun. Denn nach Montaignes Tod wurde sie nicht nur weiterhin als dessen *fille d'alliance* anerkannt und gerierte sich also solche¹⁹, sondern avancierte, unter Wiederaufnahme der Metaphorik des geistig erzeugten Kindes, nach dem Ableben ihres „Vaters“ auch zum „Vormund“ seines geistigen Kindes, der *Essais*. Darüber hinaus zeigt ein Blick auf Marie de Gournays Nachlassregelungen, dass sie das metaphorische geistige (Waisen-)Kind als ein rekurrentes Muster beansprucht. Nun jedoch nicht mehr im Hinblick auf die *Essais*, sondern im Sinne ihres eignen Gesamtwerkes, *les Advis*²⁰. So wendet sie sich in ihrem zweiten Testament, verfasst und notariell beglaubigt im Dezember 1644, an einen engen Freund, den libertinen Philosophen und Schriftsteller François la Mothe le Vayer (1588-1672):

[...] et elle luy [la Mothe le Vayer] donne aussy son exemplaire de la troiesime impression de son livre, Les Advis en six cahiers non reliez, [...] Elle luy fait ce don affin que s'il arriroit quelque doute en son esprit ou en celuy de ses amis sur quelque difficulté d'intelligence de ce livre par erreur d'impression ou autrement il puisse ou desire prendre la peine de le resoudre par la verité de cet exemplaire pauvre orphelin que sa mere commet en mourant à un tel tuteur sy fidele et affectionné [...].

Das „arme Waisenkind“ (*pauvre orphelin*), vom dem Marie de Gournay hier spricht, ist eine metaphorische Verkleidung ihres Gesamtwerkes *Les Advis*. Materiell befindet sich das Werk laut ihres Testaments in ihrem Besitz und liegt in Form von

ambivalenten Rolle des Abbé Boisrobert Devincenzo, Giovanna (2002), *Marie de Gournay. Un cas littéraire*, Schena Editore, 77, Anm. 165. Als Sekretär Richelieus vermittelte Boisrobert zwischen diesem und Marie de Gournay zu Gunsten letzterer, doch stellte er sie mittels eines ihm verfassten Theaterstück bloß.

¹⁹ Die von ihr verfassten Vorworte zu den *Essais* signierte sie als „fille d'alliance“ Montaignes, so auch das Richelieu gewidmete Vorwort des Jahres 1635.

²⁰ Am 31.01.1634 erschien unter dem Titel *Les Advis, ou les Presens de la damoiselle de Gournay* die zweite Ausgabe des Gesamtwerkes Marie de Gournays, die dritte am 31.08.1641. 1626 war bereits eine erste Ausgabe erschienen, die eine Kompilation zwar nicht aller, aber der wesentlichen Texte enthält, allerdings unter dem Titel *L'Ombre de la damoiselle de Gournay*.

sechs ungebundenen Heften sowie in seiner dritten Auflage vor. In der gleichen Weise wie sie also Richelieu in der genannten Widmungsepistel von 1635 darum ersuchte, dem geistigen Waisenkind *Essais* ein Protektor und Vormund zu sein, überantwortet sie jetzt ihr eigenes geistiges Kind, das aufgrund ihres Todes zum Waisenkind werden wird, dem „treuen und ergebenen Vormund“ La Mothe le Vayer: *cet exemplaire pauvre orphelin que sa mere commet en mourant à un tuteur sy fidele et affectionné.*

In der im Testament gewählten Formulierung schwingt implizit die Hoffnung mit, la Mothe le Vayer – der Erbe des Werkes und Vormund des geistigen „Waisenkindes“ – werde wohlmöglich bei künftigen Nachdrucken über die Rechtmäßigkeit der posthumen Multiplizierung der *Advis* insgesamt wachen. Hinausgehend also über den im Testament genannten Einzelfall, es könnten sich Unklarheiten bei ihm oder bei seinen Freunden (*affin que s'il arrivoit quelque doute en son esprit ou en celui de ses amis*) in Bezug auf den Inhalt des Werkes einstellen. Eine amplifiziert larmoyante Rhetorik trägt hier maßgeblich dazu bei, dass *les Advis* zu einem metaphorischen Kind avanciert. Die geistig und textuelle Erschaffende, biologisch jedoch kinderlos gebliebene Marie de Gournay muss aufgrund ihres bevorstehenden Todes (*en mourant*) ihr geistiges Lebenswerk *Les Advis* als armes Waisenkind (*pauvre orphelin*) hinterlassen. Folglich tritt der testamentarische Text aus seiner notariellen Funktion eines den Nachlass regelnden Dokumentes an dieser Stelle heraus, um mittels der Metapher des textuellen Waisenkindes kurzfristig in die Rhetorik eines auto-nekrologischen, das heißt von der Sterbenden selbst in Bezug auf das Leben nach ihrem Tode verfassten, Textes zu verfallen. Die somit unverrückbar festgeschriebene Mutterschaft Marie de Gournays über ihr geistiges Erzeugnis geschieht zu dem Zweck, *Les Advis* in seiner metaphorisch transformierten, anthropomorphen Gestalt der posthumen Obhut La Mothe le Vayers zu unterstellen. Demnach handelt es sich nicht nur um die Weitergabe des konkreten Werkes *Les Advis*, wie es zum Zeitpunkt der Testamentsabfassung haptisch fassbar und materiell in Obhut der Sterbenden befindlich ist – das heißt in sechs gebundenen Heften.

Durch die metaphorische Verkleidung des Werkes als Waisenkind gerät die an la Mothe le Vayer gerichtete Bitte Marie de Gournays nämlich zu einem eindringlichen Appell, das posthume Leben ihres gesamten geistigen Schaffens zu bewahren. Geschützt werden soll nicht nur das einzelne, sich im Nachlass befindende Werk. Implizit gemeint sind auch alle materiell noch nicht präsenten Realisierungen von *Les Advis*, mögliche Auflagen und Kommentare zu diesem Werk – das heißt alle künftigen, potentiellen materiellen Drucklegungen dieses „geistigen (Waisen)Kindes“. Somit entsteht eine Duplizierung des Werkes: Zum einen ist in dem Testament von dem historischen, das heißt materiell anwesenden Werk *Les Advis* in Form von sechs Heften die Rede, zum anderen von dem Werk als geistigem Kind, das metaphorischer Träger sowohl des Ausgangswerkes als auch aller zukünftiger Realisierungen desselbigen ist. Im Hinblick auf diese posthume Entwicklung ihrer geistigen Erzeugnisse schreibt Marie de Gournay der genannten Ausgabe in sechs Heften der *Advis* eine besondere Rolle zu. Da sie ihr einen als unumstößlich intendierten Wahrheitsanspruch beimisst (*la vérité de cet*

exemplaire), erhebt sie diese zum sakrosankten Referenzwerk für die Bewahrung und Deutung ihres geistigen Nachlasses.

Ebenso wie im Vorwort der *Essais*-Edition von 1635 genrespezifische Konventionen unterlaufen werden, indem der Text die Fürbitte bezüglich des Waisenkindes *Les Essais* transportiert, avanciert somit auch die testamentarische Regelung von einer notariellen Regelung zu einem bewusst devianten, da ungewöhnlich larmoyant gefärbten Paratext.

Das metaphorische Kind und (auto-)nekrologische Rede

Wie aufgezeigt werden konnte, lassen sich Relations- und Kontinuitätslinien zwischen Montaigne und Marie de Gournay konstatieren, die auf zwei Strängen beruhen und textuell vermittelt werden. Zum einen auf der Herausstellung einer fingierten Verwandtschaftsrelation zwischen „Vater“ und „Tochter“ mittels der Bezugnahme auf den *père d’alliance* sowie der Stilisierung als *filie d’alliance*, zum anderen auf der Konstruktion einer Verantwortlichkeit betreffend die posthume Inobhutnahme der jeweiligen geistigen Erzeugnisse Montaignes und Marie de Gournays, *Les Essais* und *Les Advis*. In den Blick genommen wird nun die in den Texten Marie de Gournays inszenierte Überantwortung des jeweiligen metaphorischen (Waisen-)Kindes an einen künftigen Vormund.

Marie de Gournays Rekurs auf die aus der Antike stammende Metaphorik des Waisenkindes ist, wie erwähnt, als topische Variation zu sehen, die sich nicht nur in den *Essais* findet, sondern zum Beispiel auch bei dem von Marie de Gournay hochverehrten Ronsard (Arnould 2001, 178, Anm. 21)²¹. In der literaturwissenschaftlichen Forschung wurde vielfach das metaphorische Kind in den *Essais* sowie *Les Essais* als geistiges Kind Montaignes thematisiert. So ist etwa Richard L. Regosins Monographie *Montaigne’s Unruly Brood. Textual Engendering and the Challenge to Paternal Authority* gänzlich dieser Thematik gewidmet (cf. Regosin 1996). Tod und posthumes Leben geistiger Hinterlassenschaft spielen für die Betrachtung des Lebens und Werks Montaignes nicht zuletzt eine wichtige Rolle aufgrund des Todes seines engen Freundes, Étienne de la Boétie (1530-1563). Dieser hatte auf dem Sterbebett seine gesamte Bibliothek und die Rechte über die Herausgeberschaft seiner Werke – unter anderem das gesellschaftskritische Pamphlet „Von der freiwilligen Knechtschaft“ (*De la servitude involontaire* (pub. 1576)) – Montaigne übertragen. Im Fokus der Montaigne-Forschung standen allerdings weniger tatsächliche, rechtliche Gesichtspunkte der (geistigen) Sukzession, sondern Fragen die Genealogie literarischer Kreation betreffend (cf. exemplarisch Rigolot 1988, 30-32)²².

²¹ Zu Beginn seiner „Épigramme à son livre“ in *Second livre des Amours* bezeichnet Ronsard sein Werk als „mon fils“.

²² « À la lumière des théories avancées par les humanistes de la Renaissance, l’obsession de Montaigne pour les questions d’héritage pourra se lire comme une réponse au problème, beaucoup plus vaste, de la transmission du savoir et de la sagesse antiques. » (Rigolot 1988, 31).

Cf. außerdem Kritzman 1991 („Montaigne’s family romance“, 73-92) und Kritzman 2009 („Excavating Montaigne“, 121-136): Kritzman argumentiert, Montaignes dialogisches Schreibprojekt, die *Essais*, seien durch seine Trauer um den verstorbenen Freund und die daraus resultierende, kompensatorische Suche nach einem Ersatzobjekt für de la Boétie angestoßen worden. Zu dieser Strategie gehöre die narzisstische Illusion,

Indes fand die Bedeutung der Kindsmetaphorik im und für das Werk Marie de Gournays bisher kaum oder lediglich marginal Beachtung. Zum Beispiel weist Jean-Claude Arnould zwar daraufhin, dass der Einsatz der Metaphorik des Waisenkindes in Texten Marie de Gournays symptomatisch für die umfassende Bedeutung von Trauer in ihrem Werk stünde (cf. Arnould 2001, 178)²³, verfolgt diese Aussage jedoch nicht anhand konkreter Textanalysen weiter. Hieraus ergibt sich das Desiderat eines kritischen philologischen Umgangs mit dem Gesamtwerk Marie de Gournays, das über die zweifelsohne verdienstvolle, jedoch auch einschränkende Fokussierung auf ihre ‚(proto)feministischen‘ Schriften hinausgehen muss. Folglich ist die Kindesmetaphorik bei Marie de Gournay in Bezug zu setzen mit der konstruierten Familienrelation zu Montaigne und unter Einbezug der Themenfelder Erben und Erbschaft sowie posthume Inobhutnahme geistiger Erzeugnisse zu beleuchten.

Erbe, Erbschaft und Vererbung bezeichnen verschiedene Modi materieller, biologischer oder kultureller Übertragung, wobei vererbte und geerbte Phänomene Materielles wie Immaterielles umfassen können, so etwa Wissen, Dispositionen oder Merkmale (cf. Willer/ Weigel/ Jussen 2013, 7). Nicht nur die *Essais* als geistiges Kind können als ein für Marie de Gournay gedachtes Erbe Montaignes gesehen werden. Auch Marie de Gournays Wissen um die Praxis, mittels des Einsatzes der Kindesmetaphorik das eigene Werk als schutzbedürftiges, geistiges Erzeugnis zu konstituieren und somit dessen Weitergabe abzusichern, darf als ererbtes geistiges Gut gewertet werden, das eine Kontinuitätslinie zwischen *père d’alliance* und *fille d’alliance* darstellt.

Nicht nur die Applizierung der Kindesmetaphorik selbst wird weitergegeben, sondern anhand der betrachteten Textpassagen wird deutlich, dass konkretes materielles Erbe zu geistiger Erbschaft mutiert. Die materiell präsenten Werke, *les Essais* beziehungsweise *les Advis*, transzendieren nämlich als geistige Kinder ihre eigene Materialität, indem sie als schutzbedürftige Waisen auf ihr zu überwachendes, textuelles Weiterleben in Form noch nicht realisierter Verbreitung und Nachdruck verweisen. Allerdings setzt Erbe prinzipiell eine Zäsur voraus, denn „[e]rst durch eine Unterbrechung in der Kette der Wesen, Dinge oder Ereignisse kommt es überhaupt erst zur Übertragung.“ (Willer/ Weigel/ Jussen 2013, 8). Augenfällig ist nun, dass in den Paratexten Marie de Gournays jedoch die (vermeintlich) bald Versterbende selbst zu Wort kommt, die Zäsur des Todes also noch nicht eingetreten ist und folglich die geistigen Kinder als künftige und noch nicht aktuelle Waisen dargestellt werden. Die Inobhutnahme der geistigen, baldigen Waisenkinder ist folglich ein rhetorisch kreierter Ausblick auf eine vermeintlich nahe Zukunft, weshalb vielmehr von nekrologischer Rede und einer affektiven Transmission geistigen Erbgutes gesprochen werden muss.

Kunst Leben einhauchen zu können und Vaterschaft als ein textuelles Erschaffen (*textual engendering*) durch den Schreibprozess zu leben. Sie ver helfe dazu, Angst über die Trennung von dem geliebten Freund sowie die Konfrontation mit dem Nichts des Todes auszuhalten sowie letztlich zu überwinden.

²³ « Le livre des Essais mérite pour Marie de Gournay le nom d’ « orphelin ». [...] [I]l n’est pas indifférent que cette figure se présente chez elle sous le signe de son avatar mortel. Tout son itinéraire littéraire et psychologique est placé sous le signe du deuil. » (ibid.)

Zwar sind Marie de Gournays Vorwort zu den *Essais* des Jahres 1635 sowie ihren testamentarischen Regelungen keine Nachrufe (cf. zu diesem deutschen Gattungsbegriff Goetz 2008, 21) und *strictu sensu* auch keine nekrologischen Texte, da sie nicht gänzlich einem oder mehreren Toten gewidmet sind. Allerdings finden sich in den genannten Texten nekrologische beziehungsweise autonekrologische Passagen, die den bereits eingetretenen oder bald zu erwartenden Tod thematisieren. Hiervon ausgehend erfolgen Appelle der Inobhutnahme – erstens jener an Richelieu gerichteter, betreffend die *Essais*, zweitens jener an la Mothe le Vayer adressierter, bezüglich *Les Advis*. Seit der Antike sind die kanonischen rhetorischen Bestandteile eines Nachrufs das Lob des Verstorbenen (*laudatio*), die Schilderung seines Lebens (*vita*), die Klage über seinen Verlust (*lamentatio*) sowie der Trost der Hinterbliebenen (*consolatio*) (cf. Goetz 2008, 26). Bereits seit der antiken rhetorischen Diskussion des Nachrufs fungiert insbesondere die klagende *lamentatio* und die ihr tröstend gegenübergestellte *consolatio* affektregulierend, indem der Diskurs „erlaubte“ sowie „verbotene“ Affekte klassifiziert, zudem den adäquaten Umgang mit ihnen und deren sprachliche Regulierung bestimmt (Goetz 2008, 95): „Erzeugt werden einerseits Diskursregeln für das Reden über Trauer und Trost, andererseits diskursive Mechanismen zur Regelung dieser Affekte selber“ (Goetz 2008, 96). Analog hierzu wird bei Marie de Gournay die Sorge um den unsicheren künftigen Verlust des metaphorischen Kindes in den fraglichen Textpassagen affektiv inszeniert, weshalb sie als Abschnitte nekrologische Rede innerhalb eines ansonsten nicht-nekrologischen Textumfeldes gelten können. In diesen Passagen finden sich die erwähnten antiken rhetorischen Komponenten eines Nachrufs mit dem grundlegenden Gegenspielerpaar *lamentatio* und *consolatio* wieder: Zur *lamentatio* zu zählen ist die Betrübniß über den (herannahenden) eigenen Tod oder bereits erfolgten Tod (Montaignes) sowie das Evozieren der bemitleidenswerten Waisenkinder. Hingegen entspricht der *consolatio* die Hoffnung, dass bald ein „Vormund“ für das „elternlose“ Kind gefunden sein wird. Folglich können zwar nicht die Texte als nekrologisch, allerdings die relevanten Passagen als auto-nekrologisch und semi-nekrologisch bezeichnet werden. Auf einer metatextuellen Ebene ist zudem die Unterlaufung der Genrekonvention des jeweiligen Paratextes wegweisend dafür, in welcher Textgattung und auf welche Weise über diese schutzbedürftigen *pauvres orphelins* künftig kommuniziert werden soll.

Eine affektive Transmissionspraxis geistiger Erbschaft

Das Vorgehen, geistige Erzeugnisse als ein im Text und durch Text erzeugtes „Kind“ an die Nachwelt weiterzugeben, mag – einer ersten Eingebung folgend – als Bezug von Texten auf andere Texte gelesen werden. Dies mit Theorien der Intertextualität (cf. Pfister 1985, 1-30) allein begrifflich fassen zu wollen, muss allerdings eindimensional bleiben, da hiermit der affektiven Dynamik des textuellen, metaphorischen Kindes nicht Rechnung getragen wird. Denn zwar wirkt es so, als würde der jeweilige Paratext die metaphorischen geistigen Erzeugnisse hervorbringen, doch dies ist nicht der Fall. Das jeweilige metaphorische, geistige Kind ist nämlich bereits existierender Bestandteil einer affektiven Dynamik, in

welche die geistigen Erzeugnisse, die Paratexte, ihre Urheberin sowie ihre Adressaten eingebunden sind. Somit liegt keine unilaterale, diskursive Hervorbringung von Affekten wie Betrübniß, Mitleid und Hoffnung vor. Vielmehr sind diese Affekte selbst hier konstituierende Ausgangspunkte und Bestandteile einer sozialen nekrologischen Praxis der textuellen Übertragung geistiger Nachkommenschaft.

Derartige auf Affekte abhebende Interaktions- und Resonanzphänomene sind Gegenstand der *Affect Studies* – eines mit dem *affective turn* einhergehenden, gesteigerten Interesses an Affekt in den Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften (Slaby 2018, 57-58). In diesem Kontext werden Emotionen als klar kategorisierbare, innere mentale Zustände eines Individuums verstanden, wohingegen Affekt – im Anschluss insbesondere an die Spinoza-Rezeption von Gilles Deleuze und Félix Guattari – relational gedacht wird, als komplexe Interaktion zwischen Körpern aller Art (Slaby 2018, 57-58). Aufgrund des ihnen inhärenten Wirkungsvermögens (*potentia*) wirken diese Körper verändernd aufeinander ein, indem sie affizieren und selbst affiziert werden, was in der Immanenz eines jeweils spezifischen, reziproken Bedingungsgefüges geschieht. Darüber hinaus sind die partizipierenden Körper selbst durch affektive Relationen konstituiert (Slaby/ Mühlhoff 2019, 27). In „Arrangement[s] von affektiven Relationen“, die als eine „immersivierend[e] und vereinnahmend[e] Form der Einbindung“ gelten, wird „jedes Individuum bei seiner spezifischen affektiven Disposition ab[ge]holt und zugleich moduliert“ (Mühlhoff 2018, 13; cf. Slaby 2019, 109-118). Als Analysekategorie literarischer und historischer Texte wurde Affekt allerdings bisher weitestgehend vernachlässigt, und zwar aufgrund epistemologischer Gerüste, die als mit einander unvereinbar galten: Während literaturwissenschaftliche Analysen insbesondere die Repräsentation, Codierung und Modellierung literarischer Affekte in den Blick nahmen, entwickelten sich frühe Theorien der *Affect Studies* als Kritik an der Hegemonie poststrukturalistischer und diskursanalytischer Ansätze sowie versus der kulturpoetischen Auffassung von „Kultur als Text“ (cf. den knappen Überblick bei Fleig/ Lüthjohann 2019, 106-109). Vor diesem Hintergrund lag das Augenmerk der *Affect Studies* vielmehr auf der Untersuchung von Affekten als Phänomene nicht-repräsentierbarer, sozialer Interaktionen (Fleig/ Lüthjohann 2019, 107).

Unter Hinzuziehung erweiternder Theorien können affekttheoretische Ansätze mit literaturwissenschaftlichen Affektanalysen allerdings verbunden werden. So besitzt aus praxeologischer Sicht jede soziale Praxis eine affektive Dimension und vermag demnach Affektivität zu organisieren als auch zu modulieren (cf. Reckwitz 2016, 169).²⁴ Hieraus ergibt sich, dass Affekte nicht subjektiv, sondern sozial und keine Eigenschaften, sondern eine Aktivität sind, sie zudem auf Bestimmtes (Subjekte, Objekte, Imaginationen) gerichtet sind (Reckwitz 2016, 170). Für den vorliegenden Kontext bietet es sich an, diese Einsichten mit einem weiteren zentralen Konzept der *Affect Studies* zu verbinden, nämlich jenem des *writing affect* (cf. Fleig 2019, 178-186). Mitnichten wird darunter eine unilaterale Repräsentation von Affekten

²⁴ „Jede soziale Ordnung im Sinne eines Arrangements von Praktiken ist auf ihre Weise eine affektuelle Ordnung, jede soziale Praxis ist auf ihre Weise affektuell gestimmt und hat insofern eine affektive Dimension in sich eingebaut.“ (ibid.)

in Texten verstanden, sondern *writing affect* ist *affective writing*, das heißt ein dynamischer, relationaler Schreib- und Affektprozess, der von Affekten mitkonstituiert und begleitet wird und sich im Spannungsfeld verschiedener Akteure, Texttypen und Rezipienten entfaltet (cf. Fleig 2019, 178).

Wenden wir uns nochmals den genannten Textpassagen bei Marie de Gournay als nekrologische Rede zu und nehmen an, dass sie der Textgattung Nachruf ähneln, so sind sie „[a]ls öffentliche Kommunikationshandlung [...] ein Medium sozialer Austauschprozesse“ (Goetz 2008, 91). Eine historische Perspektivierung zeigt auf, dass bis in die 30er Jahre des 17. Jahrhunderts das scholastische System seine Deutungshoheit über Wesen und Natur der so genannten Leidenschaften bewahrte (cf. Rothermund 1962). In der Frühen Neuzeit kursierte „Affekt“ als lateinische Übersetzung des griechischen *pathé* (Singular *pathos*) und wurde parallel zu *passiones*, im Sinne von Leidenschaften und Gemütsbewegungen, gebraucht, wobei – der aristotelisch-thomistischen Auffassung folgend – Affekte als neutral aufgefasst wurden und es allein der Vernunft oblag, sie laster- oder tugendhaft einzusetzen (cf. Hammer-Tugendhat/ Lutter 2010, 10; Rothermund 1962). Ausgehend von diesen Überlegungen, kann das textuelle, metaphorische „Waisenkind“ Marie de Gournays als affektive soziale Praxis der Transmission geistigen Erbes bezeichnet werden. Mit „Transmission“ wird ein juristischer Begriff als Gedankenfigur entlehnt, der die Erblichkeit des Erbrechtes bezeichnet: kann ein Erbnehmer ein Erbe nicht antreten, da er verstirbt, wird das Erbrecht auf dessen Erben übertragen (Gruber et al. 2010, 417).²⁵ Montaigne und Marie de Gournay, Urheber und Urheberin der Texte *les Essais* beziehungsweise *les Advis*, war beziehungsweise ist es aufgrund ihres (baldigen) Ablebens nicht vergönnt, als Erben ihrer textuellen Erzeugnisse die eigenen geistigen Früchte in deren Fortleben zu begleiten. Die textuellen Kinder können somit als Erben gefasst werden, die das geistige Gedankengut der Verstorbenen, das heißt jenes Montaignes beziehungsweise Marie de Gournays, antreten und weitertragen, indem sie selbst zu metaphorischen „Waisen“ avancieren, die letztlich von ihrem jeweiligen „Vormund“ als Erbgut angenommen werden müssen.

Das metaphorische, textuelle Kind ist somit ein affektiv aufgeladenes Element, das sich durch seine Erwähnung in den jeweiligen Paratext als Teil einer spezifischen Affektdynamik ausweist. Letztere wird nicht nur durch den Text konstituiert, sondern trägt umgekehrt dazu bei, Textkonventionen zu unterlaufen. Denn in bestimmten Passagen setzt eine sich vom restlichen Textumfeld abhebende, nekrologisch gefärbte Rede ein. Sie ist rhetorisch auf die Erzeugung von Larmoyanz und Mitleid ausgerichtet, um letztlich die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung für das geistige Kind bei den Textrezipienten zu erreichen.

Ausgangspunkt der Überlegungen zu dieser affektiven Transmissionspraxis war die besondere Relation zwischen Marie de Gournay und Montaigne, deren *alliance* in Form einer konstruierten Vater- und Tochterschaft sich aufgrund des Fehlens

²⁵ „Das Erbrecht ist vererblich. Verstirbt der Erbe nach dem Tod des Erblassers und vor der Einantwortung, so kommt es zur Transmission (§537, §809 ABGB). Das Erbrecht des Erben (Transmittent) fällt in seinen Nachlass, an dem das Erbrecht des Erbeserben (Transmissar) besteht.“ (ibid.)

zeitgenössischer Dokumente einschlägigen Definitionen entzieht. Eine Annäherung an die historische lebensweltliche Wahrnehmung dieser Beziehung kann, wie aufgezeigt wurde, näherungsweise durch das Konzept der Patenschaft erfolgen. Anhand der hier zitierten Textstellen aus den *Essais* sowie aus einigen von Marie de Gournay verfassten Paratexten wurde allerdings ersichtlich, dass diese geistige Verwandtschaft zwischen *père d'alliance* und *fille d'alliance* ihren posthumen Niederschlag auf einer textuellen Ebene findet. Diese zeugt von einer affektiven Transmissionspraxis, mittels der geistiges Erbe als metaphorisches Kind übertragen wird. Tinte wird zu Blut, Tintenbade zu Blutsbanden.²⁶ Die somit hergestellten „Tintenbände“ zwischen „Ziehvater“ und „Ziehtochter“ sind somit eine Blutsverwandtschaft im eigentlichen, kulturalanthropologischen Sinne. *Fille d'alliance* und *père d'alliance* verbindet nämlich eine durch Schriftlichkeit konstruierte und fixierte Familiarität, die keiner leiblicher Abstammung bedarf, sondern auf geistiger Verwandtschaft beruht.

Bibliographie

- AHMED, Sarah. ²2014. *The Cultural Politics of Emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- ARNOULD, Jean-Claude Arnould et al. (ed.). 2002. *Marie de Gournay. Œuvres complètes*. Édition critique par J.-C. Arnould, É. Berriot, C. Blum, A. L. Franchetti, M.-C. Thomine, Marie-Claire & V. Worth-Stylianou. Paris: Honoré Champion
- ARNOULD, Jean-Claude Arnould. 2001. „Marie de Gournay : l'écriture, l'édition et la mémoire de l'écrivain.“ *Travaux de littérature* 14, 171-188.
- BALSAMO, Jean. ²2018. „Testaments de Montaigne.“ In *Dictionnaire Montaigne*, ed. Desan, Philippe, 1821-1823, op. cit.
- BRINK, Margot. 2015. „Die zweifache EntSagung in Marie de Gournays ‚roman discourant‘ Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne.“ In *Topoi der EntSagung. Konzepte, Schreibweisen und Räume der Liebes- und Eheverweigerung in der romanischen Literatur der Frühen Neuzeit*, Margot Brink, 117-142, Würzburg: Königskausen & Neumann.
- CHARPENTIER, François & Antoine Legros. ²2018. „Enfance – Enfant(s).“ In *Dictionnaire Montaigne*, ed. Desan, Philippe, 606-610, op. cit.
- CLINE HOROWITZ, Maryanne. 1986. „Marie de Gournay, Editor of the *Essais* of Michel de Montaigne: A Case-Study in Mentor-Protégée Friendship.“ *The Sixteenth Century Journal* XVII (3), 271-284.
- DESAN, Philippe (ed.). ²2018. *Dictionnaire Montaigne*. Paris: Classiques Garnier.
- DESAN, Philippe. 2014. *Montaigne. Une biographie politique*. Paris: Odile Jacob. „“
- DESAN, Philippe. 2001. „« Cet orphelin qui m'estoit commis » : la Préface de Marie de Gournay à l'édition de 1635 des *Essais*.“ In *Montaigne dans tous ses états*, ed. Desan, Philippe, 193-216, Fasano: Skena Editore.
- DEVINCENZO, Giovanna. 2013. „Le projet éditorial de Marie de Gournay.“ *Érudit* 4 (2), URL : <https://www.erudit.org/fr/revues/memoires/2013-v4-n2-memoires0674/1016743ar/>, zuletzt aufgerufen am 27.09.19.
- DEVINCENZO, Giovanna. 2004. *Marie de Gournay. Un cas littéraire*. Fasano: Skena Editore.
- DEZEIMERIS, Reinhold. 1866. *Recherches sur la recension de texte posthume des Essais de Montaigne*. Bordeaux: G. Gounouilhou. URL:

²⁶ Danke an Christoph Behrens für diese Assoziation.

- <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k62902211.textelimage>, zuletzt aufgerufen am 08.12.19.
- FLEIG, Anne, 2019. "Writing Affect." In *Affective Societies. Key concepts*, ed. Slaby, Jan & Christian von Scheve, 178-186, op. cit.
- FLEIG, Anne & Matthias Lüthjohann. 2019. „Integrating Affect and Language: Essayism as An Affective Practice in Robert Musil’s *The Man Without Qualities*.” In *How to Do Things with Affects. Affective Triggers in Art, Literature, and New Media*, ed. Van Alphen, Ernst & Tomáš Jirsa, 100-118, Leiden: Brill.
- FOGEL, Michèle. 2004. *Marie de Gournay. Itinéraires d’une femme savante*. Paris: Fayard.
- GAGER, Kristin Elizabeth. 1996. *Blood Ties and Fictive Ties. Adoption and family life in Early Modern France*. Princeton: Princeton University Press.
- GOETZ, Thomas. 2008. *Poetik des Nachrufs. Zur Kultur der Nekrologie und zur Nachrufszene auf dem Theater*. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau.
- GRUBER, Michael, Susanne Kalss, Katharina Müller & Martin Schauer (ed.). 2010. *Erbrecht und Vermögensnachfolge*. Wien/ New York: Springer.
- HABERT, Mireille. 2009. „La relation au savoir d’une femme du début du XVII^e siècle“. In *Genre et éducation. Former, se former, être formée au féminin*, ed. Bodinier, Bernard, Martine Gest, Marie-Françoise Lemonnier-Delpy & Paul Pasteur, Rouen : PU de Rouen et du Havre, 85-96.
- HAMMER-TUGENDHAT, Daniela & Christina Lutter. 2010. „Emotionen im Kontext. Eine Einleitung“. *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 2 (2010), 7-14.
- HOFFMANN, George & Antoine Legros. 2018. „Secrétaire(s).“ In *Dictionnaire Montaigne*, ed. Desan, Philippe, 1699-1704, op. cit.
- KRITZMAN, Lawrence D. 2009. *The Fabulous Imagination. On Montaigne’s Essays*. New York: Columbia University Press.
- KRITZMAN, Lawrence D. 1991. *The Rhetoric of Sexuality And the Literature of The French Renaissance*. Cambridge: Cambridge University Press.
- KROLL, Renate. 2011. „‘Écriture célibataire’ im französischen 16. und 17. Jahrhundert: eine *réécriture* der Amazonengeschichte – der Selbstentwurf als Verstandes-Mensch – die Junggesellin mit Charisma.“ In *Literarische ‘Junggesellen-Maschinen’ und die Ästhetik der Neutralisierung. Machine littéraire, machine célibataire et genre neutre*, ed. Runte, Anette, 45-62, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- MEYER-SICKENDIECK, Burkhard. 2005. *Affektpoetik. Eine Kulturgeschichte literarischer Emotionen*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- MÜHLHOFF, Rainer. 2018. *Immersive Macht. Affekttheorie nach Spinoza und Foucault*. Frankfurt am Main: Campus.
- PASQUIER, Étienne. 1619. *Les lettres d’Estienne Pasquier Conseiller & Advocat general du Roy à Paris, contenant plusieurs belles matieres & discours sur les affaires d’Estat de France & touchant les guerres civiles*, tome second. Paris: Laurent.
- PFALLER, Larissa & Basil Wiese (ed.). 2018. *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*. Wiesbaden: Springer.
- PFISTER, Manfred. 1985. „Konzepte der Intertextualität“. In *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, ed. Broich, Ulrich & Manfred Pfister, 1-30, Tübingen: Niemeyer.
- RECKWITZ, Andreas. 2016. „Praktiken und ihre Affekte.“ In *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*, ed. Schäfer, Hilmar, 163-180, Bielefeld: Transcript Verlag.
- REGOSIN, Richard Lloyd. 1996. *Montaigne’s Unruly Brood. Textual Engendering and the Challenge to Paternal Authority*. Berkeley/Los Angeles/ Oxford: University of California Press.
- RENDALL, Steven. 1992. *Distinguo. Reading Montaigne differently*. Oxford:

- Clarendon Press.
- RIGOLOT, François. 1988. *Les métarmophoses de Montaigne*. Paris: PU de France
- ROTHERMUND, Erwin. 1962 „Der Affekt als literarischer Gegenstand: zur Theorie und Darstellung der Passiones im 17. Jahrhundert.“ In *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*, ed. Jauß, Hans Robert, 239-269, München: Fink.
- SLABY, Jan & Christian von Scheve (ed.). 2019. *Affective Societies. Key concepts*, Abingdon/ New York: Routledge.
- SLABY, Jan & Christian von Scheve (ed.). „Introduction: Affective Societies – key concepts.“ In *Affective Societies. Key concepts*, ed. Slaby, Jan & Christian von Scheve, 1-24, op. cit.
- SLABY, Jan, & Rainer Mühlhoff. 2019, „Affect.“ In *Affective Societies. Key concepts*, ed. Slaby, Jan & Christian von Scheve, 27-41, op. cit.
- SLABY, Jan. 2019. „Affective arrangement.“ In *Affective Societies. Key concepts*, ed. Slaby, Jan & Christian von Scheve, 109-118, op. cit.
- SLABY, Jan. 2018. „Drei Haltungen der Affect Studies.“ In *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, ed. Pfaller, Larissa & Basil Wiese, 53-82, op. cit.
- SLABY, Jan. 2019. „Relational Affect: Perspectives from Philosophy and Cultural Studies.“ In *How to Do Things with Affects. Affective Triggers in Art, Literature, and New Media*, ed. Van Alphen, Ernst & Tomáš Jirsa, 100-118, Leiden: Brill.
- TOURNON, André. 2018. „allongail(s).“ In *Dictionnaire Montaigne*, ed. Desan, Philippe, 40-43, op. cit.
- VENESOEN, Constant (ed.). 1993. *Marie de Gournay. Égalité des hommes et des femmes. Grief des dames. Suivis du Proumenoir de Monsieur de Montaigne*. Genf: Droz.
- VON BRAUN, Christina. 2018. *Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte*. Berlin: Aufbau Verlag.
- WIESE, Basil. 2019. „Affective practice.“ In *Affective Societies. Key concepts*, ed. Slaby, Jan & Christian von Scheve, 131-139, op. cit.
- WILLER, Sefan, Sigrid Weigel & Bernhard Jussen (ed.). 2013. *Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp.

Zusammenfassung

Eine außergewöhnliche, fingierte Verwandtschaftsrelation bestand zwischen der späteren Herausgeberin sowie Schriftstellerin Marie de Gournay (1565-1645) und dem Verfasser der *Essais*, Michel de Montaigne (1533-1592). 1588 trafen sich die junge Unbekannte und der arrivierte Renaissancedenker zum ersten Mal in Paris und schlossen einen Bund (*alliance*). Fortan nahmen sie auf einander Bezug als *père d'alliance* und *fille d'alliance*. Die lebensweltliche Tragweite dieser frühneuzeitlichen Allianz zwischen dem „geistigen Ziehvater“ Montaigne und seiner „geistigen Ziehtochter“ Marie de Gournay ist nur schwerlich fassbar, handelte es sich doch weder um eine durch Blutsverwandtschaft legitimierte, noch um eine rechtlich beglaubigte Verwandtschaftsbeziehung. Eine komparative Lektüre der *Essais* und verschiedener, von Marie de Gournay verfasster Texte lässt allerdings den Schluss zu, dass eine Kontinuitätslinie zwischen *fille d'alliance* und *père d'alliance* auf einer textuellen Ebene festzustellen ist: Das semantische Feld rund um die Metaphorik des textuell erzeugten, geistigen, „vererbten“ und letztlich „verwaisten“ Kindes findet sich sowohl intra- als auch intertextuell zwischen den *Essais* sowie von Marie de Gournay verfassten Texten aufgespannt. Die Gesamtwerke Montaignes und Marie de Gournays, *Les Essais* beziehungsweise *Les Advis*, werden textuell „vererbt“, indem sie metaphorisch als „geistige Kinder“ einem Vormund angetragen werden. Einzelne Passagen der untersuchten Texte und Paratexte fungieren somit als autoreferenzieller und metatextueller Aushandlungsort nicht nur der Konstitution, sondern auch der Überlieferung jener schutzbedürftigen geistigen „(Waisen)Kinder“ (*orphelins*). Unter Bezug auf affekttheoretische und praxeologische Ansätze wird das „textuelle Kind“ bei Marie de Gournay als affektive Transmissionspraxis beleuchtet.

Abstract

French moral philosopher Michel de Montaigne (1533-1592) and his 'covenant daughter', Marie de Gournay (1565-1645), shared a special bond. When the 30 years younger, until then unknown woman and her idol met in Paris in 1588, they forged an alliance beyond blood ties, calling each other 'spiritual father (*père d'alliance*) and 'spiritual daughter' (*fille d'alliance*). When Montaigne visited Marie de Gournay in her family's home in Picardie, the father-daughter couple worked together on the so called "Bordeaux copy" (1588) of Montaigne's main work, *Les Essais*. After her 'father' died, Marie de Gournay became a writer in her own right as well as the editor, preserver and defender of Montaigne's oeuvre. Surprisingly enough, although she had never been officially adopted by Montaigne, his *fille d'alliance* was accepted as Montaigne's spiritual 'heir' by his family (his widow and his natural daughter) as well as by the members of the Republic of Letters. However, scholarly attempts to define this unique relationship between the elderly writer and the young erudite had to cope with the nonexistence of historical and juridical sources. On a textual level, this unique bond is echoed through the metaphor of the text as a textual, spiritually born child, both in Montaigne's as well as in Marie de Gournay's texts. A comparative study of *Les*

Essais and of certain paratexts written by Marie de Gournays shows that the 'spiritual child' is a an intra- and transtextual phenomenon that links the texts of 'father' and 'daughter'. In this paper, I argue that Montaigne's *Essais*-born metaphor of the textual and spiritual child has been 'inherited' by Marie de Gournay as a social practice, fostering the affective and posthumous transmission of their main works, *les Essais* and *les Advis*, as spiritual legacies.